

Peter Eisenberg

Jeder versteht jeden.

Wie Luther die Pfingstgeschichte schreibt

1 Pendler

Eine lange Zeit hindurch war das Verhältnis des Autors zu Joachim Gessinger in erster Linie eine Pendler-Bekannschaft und -Freundschaft. Wir kannten uns seit Anfang der 70er Jahre vom Germanischen Seminar der Freien Universität her, gingen auf getrennten Wegen nach Hannover, waren Anfang der 80er Jahre wieder in Berlin und weitere zehn Jahre später in Potsdam beschäftigt. Fritz hatte gleich die Gründung einer sozialistischen Fahrgemeinschaft vorgeschlagen. Sie verwirklichte sich am intensivsten im letzten Tageszug von Berlin nach Hannover, den die Reichsbahn gegen 17.00 Uhr in Wannsee abfahren ließ. Sie endete nach der Wende in den ersten ICs, die, um nach Berlin zu gelangen, den langen Weg über Stendal, Magdeburg und Golm nahmen. Es geschahen damals viele unfaßbare Dinge. Daß wir in Golm aus dem Zug stiegen und über die Straße ins Büro gingen, gehörte nicht zu ihnen.

Zurück zum alten Interzonenzug von Wannsee aus. Er hatte die bekannte Diesellok sowjetischer Bauart und vier Schnellzugwagen mit in der Regel weniger als einem Dutzend Reisender. Wir fuhren auf Arbeiterrückfahrkarte und hatten Zeit. Alle Wagen waren Abteilwagen. Es herrschte Ruhe, auch wenn die Taiga-Trommel heulte und die Drehgestelle sich lärmend über die Schienenstöße quälten. Fritz bestand darauf, daß im Abteil niemals das Licht angemacht wurde. Lesen war nicht gefragt, wir sprachen. Drei Themen wurden von seiner Seite her gewendet. Das erste war jahrelang in allen linken sprachwissenschaftlichen Zirkeln virulent und einfach interessant. Fritz wollte es später genauer wissen und gab mit Wolfert von Rahden die bekannte monumentale Anthologie heraus (vgl. Gessinger / von Rahden 1989).

Das zweite Thema stellte sich zunächst als Abfolge wenig verbundener Geschichten über Betrüger auf Marktplätzen, Musikinstrumententechnik, Akademiewettbewerbe und Taubstumme dar. Bald fügten sich die Bestandteile zu einer breit angelegten Geschichte der Phonetik allgemein und der Symbolphonetik im besonderen, wie sie den Lautlehren und Orthographien zu Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jh.s zugrunde lag (vgl. Gessinger 1994). Daß

Gessingers Habilitationsschrift selbst diesen Aspekt keineswegs in den Mittelpunkt stellt, ändert an der spezifischen Rezeption ihrer Vorgeschichte durch seinen Zugbegleiter nichts.

Das dritte Thema betrifft ein Kapitel aus der Geschichte des Deutschen. Gessinger arbeitete an der Frage, wie eine Orthographie als Teil des geschriebenen Standards entwickelt und gelehrt werden könne, wenn „Schreibkonventionen und Schreibregeln ohne Orthoepie, dafür aber in Konkurrenz zu anderen bestehenden und z.T. bekannten Schreibpraxen zu vermitteln“ sind (Gessinger 1993, 103). Anhand des für die Sprachsituation in Hamburg konzipierten Lehrbuchs von Lambeck 1633 wird gezeigt, wie früh und wie ausgeprägt ein silbenbezogener Ansatz verfolgt wird, der seinen Sinn nicht allein „in der Disziplinierung von Körper und Geist“ haben kann. Das Verfahren laufe darauf hinaus,

„mnemotechnische Mittel in Verbindung mit dem Körper als ‘universale’ Basis für Lesen und Schreiben zu benutzen, genauer, die artikulatorische Einheit der Sprachsilbe (und nicht den Einzelbuchstaben) zur Grundlage des Umgangs mit Schrift zu machen – wobei allerdings zu klären ist, wie sich das Verhältnis von Sprechsilbe zu Schreibsilbe und zu morphologisch und etymologisch basierten Graphien genau ausnimmt.“¹

Das Jahr 1993 als später Erscheinungstermin des OBST-Heftes 47 ‘Schriftkultur und sprachlicher Wandel’ tut nichts zur Sache. Die Ideen wurden in den 80er Jahren in unterschiedlichen Zusammenhängen verfolgt. Der Blick auf die Herausbildung der deutschen Orthographie und ihres Verhältnisses zum Lautstandard änderte sich schnell und damit auch der auf das Gegenwartsdeutsche. Das Neue bestand in der Abkehr vom Glauben an die Allmacht des phonographischen Prinzips, wie es ganz selbstverständlich für Sprachen wie das Deutsche vertreten wurde und teilweise noch vertreten wird:

„Auf der Basis des bis zum Frnhd. herausgebildeten und im Folgenden nicht wesentlich [...] veränderten Phonem- und Grapheminventars gelten die weiteren Bemühungen im ganzen dem Versuch, den Bezug zwischen Phonem und Graphem so eindeutig wie möglich zu machen. Zu diesem Zweck ist es geboten, die Vielfalt der Zeichen für ein Phonem so weit wie möglich zu reduzieren.“²

¹ Gessinger 1993, 102.

² Grubmüller 1984, 210; ebenso in der Neuauflage 1998.

Eben daran wollten wir nicht glauben, und es ist nicht übertrieben, an dieser Stelle einen bis heute andauernden Grundkonflikt zu sehen, was das Verständnis von Struktur und Entwicklung von Alphabetschriften betrifft. Als die systematische Beschreibung auf silbischer und morphologischer Grundlage immer besser aufging, drängte sich auch dem Nicht-Sprachhistoriker die Frage auf, wie denn der Wandel zu einem derart einheitlichen und ausgeglichenen System abgelaufen sein könnte. Damit war ein weiterer Konflikt vom Zaun gebrochen: die ‘Natürlichkeitstheoretiker’ standen den ‘Konventionalisten’ gegenüber, die meinten, große Männer wie Adelung, Grimm, Duden und natürlich deren Nachfolger hätten die Sache gerichtet. Der Streit begleitet die Orthographiereform bis heute, weil sich das Bundesverfassungsgericht im Jahr 1998 auf die Seite der Konventionalisten schlug und ihrer Sicht das Leben rettete. Anfang der 90er, als wir nach Potsdam gingen, wurden gemeinsame Arbeiten zur Untersuchung des historischen und des systematischen Aspekts der Orthographieentwicklung ins Auge gefaßt. Das obige Zitat aus Gessinger 1993 gehört in diesen Zusammenhang. Wir trugen gemeinsam auf der Göttinger Sommerschule 1992 der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft vor und taten dasselbe auf der ersten Jahrestagung der Gesellschaft in der ehemaligen DDR, die im Februar 1993 in Jena stattfand.

2 Babel und Pfingsten

Der Text für einen ersten Versuch ergab sich fast von allein. Er sollte für jedermann zum kulturellen Erbe gehören und er sollte jedermann hinter dem Ofen hervorlocken. Er sollte die Sprache betreffen, wenn möglich den Sprachursprung. Der Turmbau zu Babel wurde nach einiger Überlegung verworfen zugunsten seines vermeintlichen Komplements. Die Pfingstgeschichte ist bei den Sprachwissenschaftlern nicht besonders populär, deshalb haben wir erst einmal Pfingsten zum Fest der Linguisten erklärt, mit mäßigem Erfolg. Man kann das Pfingstwunder ja durchaus mit dem Turmbau in Verbindung bringen. Rainer Albertz tut das in Gessinger / von Rahden 1989, indem er, wenn auch nicht gerade mit unseren Worten, die Aufmerksamkeit darauf richtet,

„daß die endzeitliche Überwindung der Sprachgrenzen auf die gemeinsame Gottesverehrung bezogen wird; [...] Erst durch diese Umorientierung [...] verliert die Sprach-einheit der Menschheit die Gefahr totalitärer und hybrider Selbstüberschätzung“.³

³ Albertz 1989, 16.

Führt man sich vor Augen, welche Rolle der Turmbau wieder in den Debatten über die kulturellen Folgen der Globalisierung spielt (vgl. z.B. Hardt 2000), dann erstaunt doch, wie marginal die Bedeutung der Pfingstgeschichte geblieben ist. Vielleicht liegt es an Vers 13, der auf manchen Leser wie eine Löschtaste wirkt: „Die andern aber hattens jren spot, und sprachen, Sie sind vol süsßes Weins.“ Glaubt man diesen Leuten nicht, dann ist die Globalisierungsperspektive von Pfingsten optimistisch (Jeder versteht jeden in der lingua franca), die von Babel keineswegs (Alle Sprachen bis auf eine sterben aus).

Der Plan bestand nun darin, die Pfingstgeschichte, wie sie in der Apostelgeschichte Kap. 2 Vers 1 bis 21 erzählt wird, in Luthers Orthographie zu bearbeiten, und zwar so, daß man deren Entwicklung in den drei von Luther besorgten Ausgaben des Neuen Testaments verfolgen kann. Dem stellten sich sofort einige Schwierigkeiten entgegen, von der Textauswahl bis zur Bewertung typographischer Einzelheiten. Ich verlasse mich auf die Texte im 6. Band von ‘Die Deutsche Bibel’ in der Weimarer Ausgabe von Luthers Werken (Weimar 1929). Karl Drescher und Otto Albrecht machen dort ‘Allgemeine Vorbemerkungen zu Luthers Bibelübersetzungen, insonderheit zum Neuen Testament’ und schreiben:

„Unsre Ausgabe soll die innere Geschichte der Lutherschen Bibelübersetzung durch Mitteilung der verschiedenen Gestaltung des Textes vom Erscheinen der ersten Ausgabe des Neuen Testaments 1522 bis zu der Gesamtbibel von 1546, die zu Luthers Lebzeiten begonnen, nach seinem Tode abgeschlossen wurde und die letzten Besserungen Luthers brachte, darstellen. Nach den Grundsätzen Unsrer Ausgabe mußte die älteste Fassung der Bibelübersetzung vollständig gegeben werden. Die Fortschritte bis zur Ausgabe letzter Hand können aber hier nicht wie sonst bei den ‘Schriften’ nur durch Verzeichnung der Lesarten zum ältesten Text deutlich gemacht werden. Die Ausgabe 1546 ist ein ganz neues Werk geworden und muß im Zusammenhang gelesen werden können. Wir drucken deshalb auch sie, und zwar nach der Vollbibel 46 vollständig ab, der ältesten Fassung gegenübergestellt.“⁴

Vergleicht man den Text von 1522 mit dem von 1546,⁵ sieht man sofort, wie recht Drescher und Albrecht mit ihrer Beschreibung haben. Man sieht auch, wie schwierig es ist, dem Text von 1522 gerecht zu werden und wie eindeutig der von 1546 in Richtung der Entwicklung des Systems zum Neuhochdeutschen geht, wie es konsequent und konsistent bei Adelung realisiert ist. Der hier nicht

⁴ WA, Abt. 3, Bd. 6, 1929, XVII.

⁵ Vgl. die beiden Texte im Anhang.

wiedergegebene Text von 1534 stellt einen Übergang dar, ist dem von 1546 aber näher als dem von 1522.

Wir betrachten im folgenden fast ausschließlich die Textfassung von 1546 und in ihr die Regularitäten der Buchstabenschreibung. Grammatisches wird nicht kommentiert, so reizvoll das wäre. Groß-Kleinschreibung, Zeichensetzung und Getrennt-Zusammenschreibung bleiben unberücksichtigt (immerhin: Formen wie *aus zusprechen* oder *kund gethan* sehen aus wie nach der Neuregelung von 1996). Umlautschreibungen und die beiden *s*-Buchstaben der Fraktur sind transliteriert. Das mag problematisch erscheinen, zumal es immer wieder umfangreiche Erörterungen über die Distribution des langen und des Schluß-*s* gibt (letztlich z.B. in der FAZ vom 22.12.2004, wo es um die Veränderung der Fraktur in den Überschriften von Meinungsbeiträgen der Zeitung geht). So weit ich sehe, spielt die Unterscheidung für die Regularitäten der heutigen *s*-Schreibung allenfalls eine marginale Rolle.

Die Beschreibung und Kommentierung von Luthers Orthographie in dem einen Text erfolgt durch Vergleich der Formen untereinander und mit den Schreibungen, die heute verwendet werden. Die Begrifflichkeit ist so gewählt, daß Übereinstimmungen und Abweichungen in ihrer Systematik hervortreten. Es geht ja darum, plausibel zu machen, daß ihre Verteilung nicht zufällig ist. Deshalb sollte der Begriff Orthographie eigentlich ganz vermieden werden. Für Luthers Schreibweisen paßt er nicht. Haben sie auch eine enorme normative Wirkung entfaltet, folgen sie selbst doch keiner expliziten Norm. Und wenn Lerchner 2001, 600 für das Neuhochdeutsche von „normierenden Festlegungen“ spricht, die etwa die „Distribution frei variierender Zeichengruppen, z.B. von ⟨i–j–y⟩, ⟨u–v–w⟩“ betreffe, so gilt jedenfalls für Luther, daß solche Zeichen nicht frei variieren. Generell stellt sich stets die Frage, warum eine bestimmte Festlegung die Oberhand gewinnt, selbst wenn sie normierend wirkt. Normierung muß keineswegs an Willkür gebunden sein.

Auch für die vorausgesetzte Art der Beschreibung des Gegenwartsdeutschen paßt der Begriff Orthographie nicht, weil es um graphematische Regularitäten und nicht um Rechtschreibregeln geht. Die zugehörige Graphematik ist inzwischen theoretisch gut fundiert und auf weite Bereiche des Gegenwartsdeutschen angewendet worden (vgl. z.B. Eisenberg 1993; 2004, Primus 2000; 2003). In die Sprachgeschichtsschreibung dringt sie nur zögerlich vor (vgl. z.B. Maas 2000 und Voeste 2004; i.A.).

Grundlegend für den Ansatz ist die Annahme, daß Sprachen mit Alphabetschrift zumindest dann, wenn ihre Verschriftung ein gewisses Alter erreicht hat, graphematische Mischsysteme haben, die neben den eigentlich alphabeti-

schen, d.h. im engeren Sinn phonographischen, auch silbenschriftliche und logographische Anteile aufweisen. Weil letztere meist nicht wort-, sondern morphembezogen in Erscheinung treten, spricht man auch von morphologischen Anteilen des Systems. Darüber hinaus können sich grammatisch-kategoriale Verhältnisse systematisch auswirken. Beispielsweise gelten die Grundregularitäten meist im produktiven Bereich der offenen Wortklassen, während geschlossene Klassen wie Pronomina oder Konjunktionen ihnen eingeschränkt oder unter Verwendung spezifischer Subregularitäten folgen. Sonderregularitäten für einzelne Kategorien wie die Großschreibung von Substantiven sind möglich. Was die hier im Mittelpunkt stehende Buchstabenschreibung betrifft, bleibt es aber bei der Grundunterscheidung von phonographischen, silbenstrukturellen und morphologischen Regularitäten. Sie gibt das Raster für die Sicht auf Luthers Schreibungen ab.

3 Wie Luther schreibt

Der Text von 1546 verwendet im wesentlichen dieselben Phonem-Graphem-Zuordnungen wie wir heute und er tut es mit derselben Konsequenz. Luther schreibt nicht mal so, mal so, sondern bleibt einer gewählten Schreibweise treu. Einheitlichkeit der Schreibung innerhalb eines Textes ist ja eine der allgemeinen Anforderungen unseres Verständnisses von geschriebener Sprache. Selbst wenn Varianten zugelassen sind, erwartet man, daß sie nicht ohne besonderen Grund nebeneinander Verwendung finden. Dieser Grundsatz wird kaum einmal hinterfragt und gilt unabhängig davon, wie im einzelnen geschrieben wird. Luther folgt ihm im Text von 1522 noch bei weitem nicht so weit wie in der Ausgabe letzter Hand.

3.1 Phonographie

Die meisten Phoneme werden ganz ohne graphematische Varianten geschrieben, auch variantenreiche wie das [R] und artikulatorisch schwache wie die anlautenden [h] und [v]. Ein graphematisches Korrelat zum glottalen Verschlusslaut [ʔ] fehlt generell und der stimmlose dorsale Frikativ [ç/x] wird einheitlich (phonologisch) als ⟨ch⟩ geschrieben, vgl. *geschach*, *sprache* einerseits sowie *nicht*, *durch*, *Knechte* andererseits. Umgekehrt ist die Verteilung von ⟨sch⟩ und ⟨s⟩ für [ʃ] dieselbe wie heute (*schnell*, *Fleisch* vs. *sprache*, *stimme*). Hier wie sonst bleibt natürlich ungefragt, welche Lautform und ob überhaupt eine bestimmte

Lautform gemeint ist. Wir stellen lediglich fest, was so aussieht wie im Gegenwartsdeutschen.

Von einer noch vorhandenen graphematischen Variantenvielfalt, die seit Luther im Sinne des Grubmüller-Zitats reduziert wurde, kann man vielleicht bei folgenden Schreibweisen sprechen. Das [t] wird teilweise ⟨th⟩ geschrieben, im vorliegenden Text konsequent in *thaten, gethan, thun*. Die Verbreitung des ⟨th⟩ in der stark aspirierten Position des [t] vor betontem Vokal war sehr unterschiedlich und hat sich lange gehalten. Ihre weitgehende Verbannung aus dem Kernwortschatz ist ja eine der wenigen substantiellen Errungenschaften der Kodifizierung unserer Orthographie auf der Orthographischen Konferenz von 1901.

Luther schreibt *kompt*. Solche Sproßkonsonanten sind in der Schrift mitunter grammatikalisiert worden, beispielsweise das ⟨t⟩ in *namentlich, wesentlich*, das heute teilweise als Fugenelement analysiert wird. Das ⟨p⟩, das in *kompt* durch die Notwendigkeit einer labialen Öffnung für einen koronalen Plosiv zustande kommt, ist bei umgekehrter Assimilationsrichtung lediglich in wenigen isolierten Fällen in die Schreibung eingegangen, erscheint hier aber nicht zusätzlich, sondern hat das [t] ersetzt (*empfangen, empfinden, empfehlen*). Die allgemeine Verwendung des Präfixes *ent* bleibt unberührt (*entfernen, entfachen*). Die Tage von Schreibungen wie *kompt* waren also gezählt.

Variation im Vergleich zu heute besteht bei einigen Schreibungen der geschlossenen Vokale [i] und [u] bzw. der ihnen entsprechenden Halbvokale oder Approximanten [j] und [v]. In beiden Fällen kann man davon sprechen, daß die im lateinischen Alphabet nicht vorhandene Unterscheidung ⟨i–j⟩ sowie ⟨u–v⟩ anders als heute genutzt wird. ⟨v⟩ und ⟨u⟩ unterliegen einer formalen Distribution: wortinitial vs. medial, vgl. *vnter* vs. *ertzvater David*, obwohl dort 1522 schon *ertzvater David* gestanden hatte. Abweichungen in der Verwendung von ⟨i⟩ und ⟨j⟩ betreffen allein das ⟨j⟩. Es korrespondiert einmal mit betontem anlautendem [i] in Formen des Personalpronomens wie *jr, jren, jn, jnen*, die auch heute noch durch ein Dehnungs-*h* in ähnlicher Weise visuell markiert werden: *ihr, ihren, ihn, ihnen*. In anderen Fällen steht es für Onset und Nukleus einer betonten initialen Silbe, z.B. *jglicher, jrre*, heute *jeglicher, irre*. In Einsilbern wie *ich, in, ist* steht es – außer in den genannten pronominalen Formen – nicht.

Obwohl distributionelle Aussagen der vorstehenden Art wegen der schmalen Datenbasis unter erheblichem Vorbehalt stehen, scheint doch klar zu sein, daß es sich nirgendwo um freie graphematische Variation handelt. Der jeweilige Verwendungskontext wird entweder silbenstrukturell oder in Verbindung mit bestimmten kategorialen Gegebenheiten faßbar. Das bedeutet aber nichts anderes als einen Hinweis auf die Schwierigkeit, eine rein segmentale von

einer silbenbezogenen Graphematik zu unterscheiden und verwundert insofern nicht, als auch in der Phonologie umstritten bleibt, ob letztlich das Phonem oder die Silbe als Basiseinheit der Wortstruktur anzusehen sei (vgl. zum Deutschen ausführlich Maas 1999). Jeder Versuch einer vollständigen Reduktion auf Segmentales ist hoffnungslos. Aber selbst wenn man an die segmentale Graphematik als Kern von Alphabetschriftsystemen glaubt, sind bestimmte ihrer Züge auf gar keinen Fall segmental, sondern nur silbisch greifbar. Ihnen wenden wir uns jetzt zu.

3.2 Silbische Schreibungen

Das auffälligste silbenstrukturelle Merkmal der Wortschreibung im Gegenwartsdeutschen ist die Geminatio von Konsonantbuchstaben dann, wenn das phonologische Wort in der entsprechenden Position einen ambisilbischen Konsonanten, ein sog. Silbengelenk, aufweist (Schärfungsschreibung). Die graphematische Distinktion besteht zum einfachen Konsonantbuchstaben wie in Minimalpaaren des Typs *Schotte – Schote*, *schwellen – schwelen*. Eine Gelenkschreibung wird immer durch mehrere Buchstaben realisiert, nicht immer jedoch durch Geminatio. So haben wir ⟨ck⟩ statt ⟨kk⟩ (*Backe – Bake*, *spucken – spuken*) und ⟨tz⟩ statt ⟨zz⟩ (*Butze – Kapuze*). Das morphologische Prinzip besagt dann, daß eine Gelenkschreibung im gesamten Flexionsparadigma erhalten bleibt, wenn nicht besondere Gründe dagegenstehen (*spucken – spuckt*, 3.3).

Was Geminatio betrifft, faßt 1a Formen zusammen, die Luther so schreibt wie wir heute. 1b zeigt Formen mit überschüssiger, 1c solche mit fehlender Geminatio.

(1) Geminatio

a.	b.	c.
Geminatio wie heute	überschüssige Geminatio	fehlende Geminatio
<i>Herrn, jrre</i>	<i>jnn</i>	<i>wil, vol, sol, solte, solt</i>
<i>Helle, erfüllet, alle,</i>	<i>ruffen, verkaufften,</i>	<i>Himel, genomen,</i>
<i>schnelle, sollen</i>	<i>gemeinschaftt, helfen, auff,</i>	<i>zusamen, kompt</i>
<i>Sonne, Menner, darinnen,</i>	<i>angehefftet, Eilfften</i>	<i>spot</i>
<i>denn</i>		
<i>stimme</i>		
<i>offenbarlich</i>		
<i>dritte, Gottes, Gott, hatte</i>		

Der weitaus größte Teil der Geminationen in Gelenkposition wird so realisiert wie heute, er wird aber, wie 1c zeigt, nicht konsequent innerhalb des Paradigmas weitergereicht (*sollen – sol usw.*). Das spätere Verschwinden des überschüssigen ⟨nn⟩ in der Form *jnn* entspricht der Regel, insofern die Präposition als selbständiges und für sich grammatikalisierendes Wort anzusehen ist. Konsequent verdoppelt ist das ⟨f⟩, soweit es mit einem [f] im In- oder Auslaut korrespondiert. Die Sprachgeschichtsschreibung erklärt dies mit dem in mhd. ⟨v⟩ : ⟨f, ff⟩ markierten Artikulationsunterschied des Frikativs, der im Frnhd. zunächst durch ⟨f⟩ : ⟨ff⟩ wiedergegeben wurde. Doch wie auch beim ⟨ck⟩, das sich in Nichtgelenkpositionen wie in *volck, truncken* findet, hat sich die heutige Gelenkgraphie zunächst zur Standardvariante im In- und Auslaut herausgebildet.

Besondere Probleme zeigen sich beim ⟨m⟩, das auch in echter Gelenkposition meist nicht verdoppelt wird (1c). Als Korrelat zum markierten (schwersten) Sonoranten und selbst von schwerer graphematischer Form wird es dem silbischen Prinzip zuletzt unterworfen. Es kommen weitere Gründe hinzu. Über die Form *kompt* wurde schon gesprochen, und auch der Wechsel der Vokalquantität wie in *nehmen – genommen, kam – gekommen* dürfte eine Rolle spielen (vgl. Fleischer 1966).

Die z-Schreibung kann wie in 2 zusammengefaßt werden. Sie entspricht weitgehend, aber nicht vollständig den heutigen Regularitäten.

(2) z-Schreibung

a.	b.	c.
Anlaut	In- u. Auslaut wie heute	In- u. Auslaut nicht wie heute
<i>Zungen, zeigen, zeit, zu, Zeichen</i>	<i>setzte, sitzen, letzten, entsatzten</i>	<i>hertz, ertzuater, verstörtzt, schmerzen, gantze</i>

Bezüglich der in der Phonologie seit langem erörterten Frage, ob [ts] als Affrikate anzusehen sei oder nicht, läßt sich gut eine Position vertreten, die wiederum auf den Kontext abhebt. Dabei ergibt sich, daß [ts] insbesondere im Anlaut viele Eigenschaften *eines* Segmentes hat. Und eben in dieser Position findet sich konsequent die Schreibung als ⟨z⟩, die dem entspricht.

Im übrigen scheint erneut der Unterschied zwischen Anlaut und Inlaut als Hauptkriterium zu wirken, d.h. auch in dieser Hinsicht hat sich die Silbe als graphematische Domäne noch nicht voll etabliert.

Nimmt man noch die s-Schreibung hinzu (auf die wir später zu sprechen kommen), dann sehen wir das silbische Prinzip für die Schärfungsschreibungen

noch in statu nascendi, aber schon weitgehend durchgesetzt. Dazu gehört auch, daß bestimmte Schärfungsschreibungen gar nicht vorkommen. Insbesondere geminiert Luther dann nicht, wenn zwischen dem betonten und dem unbetonten Silbenkern mehrere Konsonantgrapheme stehen. Er schreibt *gewaltig* und *windes*, nicht aber *gewalltig* und *winnendes*.

Etwas anders sieht es mit den Dehnungs-Schreibungen aus. Betrachten wir zunächst, wo ein ⟨h⟩ geschrieben wird und wo nicht.

(3) *h*-Schreibung

a. Wortanfang	b. Dehnungs- <i>h</i> vorhanden	c. Dehnungs- <i>h</i> nicht vorhanden	d. silbenöffnendes <i>h</i> vorhanden
<i>hören, himel, heiligen, hattens, hub</i>	<i>Ohren, wehnet</i>	<i>jr, jren, jn, jnen, wonen, Söne, verkeren</i>	<i>sehen, sihe, sahe, eingehen, geschehen, ehe</i>

Im gegenwärtigen Deutsch gibt es ein Phonem [h] nur im Silbenonset, der gleichzeitig ein möglicher Wortanfang ist. Luther schreibt in diesem Fall wie wir ein ⟨h⟩ (3a). Alle anderen Vorkommen des Buchstabens ⟨h⟩ als Einzelgraphem sind stumm. Die initiale Position des Dehnungs-*h* im kanonischen Zweisilber ist die als Koda der ersten Silbe, wenn die zweite Silbe mit einem Sonorantgraphem beginnt (3b). Die weitaus überwiegende Zahl solcher Formen, die heute ein Dehnungs-*h* aufweisen, hat es bei Luther noch nicht (3c). Im Kernwortschatz des Gegenwartsdeutschen weist etwa die Hälfte der Wörter, die die Bedingungen für ein Dehnungs-*h* erfüllen, ein solches auf, die andere Hälfte nicht. Das Dehnungs-*h* ist für eine korrekte Leseaussprache in keinem Fall notwendig und insofern verwundert es nicht, daß Luther es kaum verwendet. Oder anders gesagt: seine aus heutiger Sicht korrekten Schreibungen *namen* und *hören* können für ihn graphematisch keinen anderen Status haben als die unkorrekten *wonen* und *verkeren*. Ob es wirklich schlagende strukturelle Gründe dafür gibt, daß sich einmal ein ⟨h⟩ durchgesetzt hat und das andere Mal nicht, weiß man aufs Ganze gesehen noch immer nicht.

Das andere stumme, das silbenöffnende ⟨h⟩, wird konsequent geschrieben (3d), es sei denn, dem stehe die phonetische Form des Wortes entgegen (*geschehen* – *geschach*). Auch hier bleibt allerdings die Frage ungestellt, wie weit das silbenöffnende ⟨h⟩ ein phonetisches Korrelat hatte. In der Standardlautung des Gegenwartsdeutschen ist es generell stumm, und Luthers Schreibungen zeigen

nur, daß diese im Kernwortschatz praktisch ausnahmslos geltende Schreibregel seit langem auf das engste an den Hiatus der vorliegenden Form gebunden ist.

Ebenfalls im Übergang mit eindeutiger Orientierung auf das moderne System stellen sich die Diphthongschreibungen dar (4).

(4) Diphthongschreibungen

a. *einander, eines, einmütig, seiner, zer-teilet, Geist, heiligen sey, bey, allerley*

b. *aus, auff, Haus, brausen*

c. *euch, ewren, feurig, fewr, trewme*

d.

	a	e
i	ai	ei
u	au	eu

Im Gegenwartsdeutschen ist die Diphthongschreibung weitgehend lautunabhängig nach dem Muster in 4d schematisiert. Von den vier Schreibdiphthongen sind bei Luther <ei> und <au> vorhanden, <ey> und <ew> sind fremd. Das <ey> hat sich bis weit ins 19. Jh. gehalten. Das <eu>, der lautfernste Schreibdiphthong des Gegenwartsdeutschen, hat es besonders schwer, schon weil das <u> als Vokalschreibung noch nicht etabliert war und die Schreibung <ew> für einen schließenden Diphthong durchaus Vorteile hat: bis heute wird diskutiert, ob ihr zweiter Bestandteil nicht doch konsonantisch zu analysieren sei. Prinzipiell denkbar wäre auch die Herausbildung der Schreibdiphthonge <ej, aj, aw, ew> gewesen. Klar dürfte aber sein, daß entweder eine einheitliche Konsonant- oder eine einheitliche Vokalschreibung die Oberhand behalten mußte.

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf die Syllabierung der Wortformen als solche. Die Regularisierung der Schreibsilbe im Gegenwartsdeutschen kommt nicht ohne ein echtes Vokalgraphem aus, deshalb werden Schreibungen wie *jglichen* oder *jm* zu *jeglichen* und *ihm*.

Ein Effekt vergleichbarer Art tritt bei der Regularisierung von Reduktionssilben zu Schreibungen mit <e> ein wie in *Herrn* → *Herren*, *Geists* → *Geistes* oder *redten* → *redeten*. Die Schreibung <dt> kann sich in einigen Fällen halten (*Städte, wandte*), weil hier aus unterschiedlichen Gründen kein Zwang zur Syllabierung des <d> besteht. In der regelmäßigen Verbflexion besteht ein derartiger Zwang. Offenbar weil das Dentalsuffix als **das** Kennzeichen der schwachen Flexion keiner Geminatenreduktion unterworfen werden kann, erhalten wir Formen wie *redete, badete, betete* usw. Schon bei Rückumlaut wie in *wandte, sandte* oder Umlaut wie in *rät, hält* ist das anders.

3.3 Morphologische Schreibungen

Die weitgehende Konstanzschreibung morphologischer Einheiten innerhalb von Flexionsparadigmen gehört als logographischer Zug zu den charakteristischen Eigenschaften des Schriftsystems der Gegenwartssprache. Als Grundlage solcher Schreibungen haben sog. Explizitformen zu gelten, deren Schreibung phonographisch und silbisch determiniert ist. Wir geben einige Beispiele, die zeigen, wie weit aus heutiger Sicht bei Luther ein morphologisches Prinzip verwirklicht ist. Gerade bei diesem strukturell tiefsten Prinzip bedarf eine aussagekräftige Abschätzung der Reichweite eines erheblichen Aufwandes (vgl. Ruge 2004).

Für das Gegenwartsdeutsche ist, was das Verhältnis von Phonographischem und Morphologischem betrifft, bei den Vokalgraphemen vor allem das Verhältnis von ⟨e⟩ und ⟨ä⟩ kritisch. Das ⟨ä⟩ ist im Kernwortschatz meistens, aber keineswegs immer morphologisch determiniert (*Bach – Bäche, sah – sähe* vs. *Lärm, Krähe*; ähnlich ⟨au–äu⟩). Bei Luther gibt es keine morphologischen Schreibungen dieser Art. Ein Wechsel von ⟨a⟩ zu ⟨e⟩ findet auch innerhalb eines Flexionsparadigmas statt (5). Luther schreibt einheitlich, obwohl es durchaus erhebliche Unterschiede im Öffnungsgrad zwischen [e] und [æ] gab, die aber mehr und mehr neutralisiert wurden (vgl. Fleischer 1969; Bergmann 1998; Ruge 2004, 57ff.).

(5) *waren – weren, Menner, Auslender, Eltesten, Megde, wehnet*

Als Paradebeispiel für die Durchsetzung des morphologischen Prinzips gilt allgemein die Nichtbeachtung der Auslautverhärtung sowie der daran gebundenen g-Spirantisierung in der Schrift. Für das Überspringen der Auslautverhärtung bei Plosiven finden sich in der Pflingstgeschichte und ihrer näheren Textumgebung die Beispiele in 6.

(6) Auslautverhärtung

a. *tage – tag, wurden – wird, reden – redten*, b. *wonend, hub, kund, stund, brod*
habe – habt, sage – gesagt, ergeben – ergab

Die für das Gegenwartsdeutsche gültige Regularität ist so gut wie durchgängig verwirklicht, sogar ‘Übergeneralisierungen’ (z.B. *brod* < ahd. *brôt*), auch bei Wörtern des Nahbereichs (z.B. *sind*), finden sich, und natürlich auch ‘histori-

sche' Schreibungen (z.B. *vnd* < *vnde*). Eine Schreibung wie *tausent*, die in der weiteren Umgebung auftritt, ist schon etwas Besonderes.

(7) g-Spirantisierung

a. *offenbarlich, teglich, jglich*

b. *einmütig, selig, fewrig, selbigen, heiligen, gewaltigen*

Was das Überspringen der g-Spirantisierung (7b) betrifft, so läßt sich lediglich feststellen, daß Luther eine konsequente Unterscheidung der Suffixe *lich* und *ig* vornimmt. Die Realisierung des <ig> mit Frikativ gilt zwar für das gegenwärtige Deutsch als standardlautlich, weist aber nach wie vor eine erhebliche regionale Variation auf (vgl. König 1989). Damit sind wir aber erneut bei der viel weitergehenden Frage, wie weit die Interpretation der Daten vor dem Hintergrund des Gegenwartsschweizerdeutsch trägt. Mihms gründliche Untersuchung beispielsweise stellt für die Zeit Luthers fest: „Die als vorbildlich geltenden Aussprachenormen des ‘Gemeinen Deutsch’ und des Meißnischen kannten keine Auslautverhärtung [...]“ (Mihm 2004, 197f.). Luther schreibt aus heutiger Sicht morphologisch. Das ist alles, was man sagen kann.

Kommen wir abschließend kurz auf die *s*-Schreibung zu sprechen. Sie stellt für einen Schreibgebrauch wie den Luthers insofern ein Problem dar, als das lateinische Alphabet für eine Verwendung wie im Deutschen nur ein *s*-Graphem bereitstellt, das also sowohl mit dem stimmhaften wie mit dem stimmlosen koronalen Frikativ korrespondieren muß. Stimmhafte und Stimmlose sind hier weitgehend, aber eben nicht vollständig komplementär verteilt:

(8) s-Schreibung

a. [z] im
Anfangsrand

b. [ʃ] im
Anfangsrand vor
[p] und [t]

c. [s] im
Endrand

d. [s] als Gelenk

e. [s] zwischen
gespanntem be-
tontem und unbe-
tontem Vokal

*sie, sich, sind,
sei, sol, sahe,
Söhne, brausen,
diese, gesagt*

*sprache, spot,
stimme, stund
aber schnelle,
geschehen*

*das, aus, als, ist,
eines, Haus,
Geist, weissagen*

*lasset, wisset,
Jüdingenossen*

*grossen, süsses,
ausgiessen, sas-
sen*

Die Schreibungen 8a–d entsprechen unseren heutigen, sieht man einmal davon ab, daß Luther (an anderer Stelle) *wuste*, *gewis* schreibt, wo bis zur Neuregelung ein ⟨β⟩ verwendet wurde. Auch die Konjunktion *das* schreibt Luther ja mit ⟨s⟩.

Das System kollabiert bei 8d, e. Das fehlende ⟨β⟩ führt hier eindeutig zu Leseschwernis. Wir haben an dieser Stelle sozusagen Schweizer Verhältnisse und es sieht alles danach aus, als würden die wenigen Schweizer Scharfmacher unter den Neureglern den ganzen riesigen deutschen Sprachraum zu Luther zurückführen. Der häufigste durch die Neuregelung verursachte Rechtschreibfehler ist vom Typ 8e, d.h. viele Kinder schreiben jetzt *Strasse*, *reissen*, *draussen*. Und nicht wenige Deutschlehrer meinen, die Tage des ⟨β⟩ seien gezählt.

4 Fazit

Luthers Schreibweise befindet sich auf dem Weg weg von einer Dominanz des phonographischen Prinzips. Ihre Bedeutung für die Herausbildung eines überregionalen Standards liegt nicht im Ausgleich als interregionalem Kompromiß, sondern in der höheren Abstraktheit der Schreibweisen im Sinne einer abnehmenden Lauttreue.

Gerade wenn man, wie Mihm 2004 überzeugend vor Augen führt, die zentrale Bedeutung von Diskontinuitäten und inkonsistenten Erscheinungen für die Gesamtentwicklung einer Sprache anerkennen muß, mag es auch erlaubt sein, einen Luthertext mit seiner Gestalt im Gegenwartsdeutschen direkt zu vergleichen. Was man dabei sieht, ist in den Details erstaunlich, aber es liefert auch einen Teil der Erklärung dafür, daß jeder die Lutherbibel letzter Hand so gut verstehen kann. Beinahe wie Pfingsten.

Literatur

ALBERTZ, Rainer 1989: Die Frage des Ursprungs der Sprache im Alten Testament. In: GESSINGER / VON RAHDEN (Hgg.), Bd. 2, 1–18.

BERGMANN, Rolf 1998: Das morphologische Prinzip in der Rechtschreibreform und ihrer Diskussion. Synchronisches Prinzip und historischer Sprachgebrauch bei den Umlautgraphemem ⟨ä⟩ und ⟨äu⟩. In: Sprachwissenschaft 23, 167–183.

- EISENBERG, Peter 1993: Linguistische Fundierung orthographischer Regeln. Umriss einer Wortgraphematik des Deutschen. In: BAURMANN, Jürgen u.a. (Hgg.): homo scribens. Tübingen, 67–93.
- Ders. (2004): Grundriß der deutschen Grammatik. Das Wort. Stuttgart / Weimar.
- FLEISCHER, Wolfgang 1966: Strukturelle Untersuchungen zur Geschichte des Neuhochdeutschen. Berlin.
- Ders. (1969): Phonem und Graphem bei der Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache. In: Kleine Enzyklopädie. Die deutsche Sprache. Band 1. Leipzig, 229–233.
- GESSINGER, Joachim 1993: Über den Zusammenhang von Schriftspracherwerb, Schriftsystem und schriftsprachlich induziertem Wandel. In: OBST 47, 102–125.
- Ders. 1994: Auge & Ohr. Studien zur Erforschung der Sprache am Menschen. 1700–1850. Berlin / New York.
- Ders. / VON RAHDEN, Wolfert (Hgg.) 1989: Theorien vom Ursprung der Sprache. 2 Bde. Berlin / New York.
- GRUBMÜLLER, Klaus 1984: Sprache und ihre Verschriftlichung in der Geschichte des Deutschen. In: BESCH, Werner u.a. (Hgg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Berlin / New York. Hbd. 1, 205–214.
- HARDT, Michael 2000: Empire. Cambridge (Mass).
- KÖNIG, Werner 1989: Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. 2 Bde. Ismaning.
- LAMBECK, Hein 1633: Düedsche Orthographia. Lehred: De Wörde und Namen grundelyck Boeckstauerer/recht lesen und Schryuen. Hamburg.
- LERCHNER, Gotthard 2001: Geschichte der deutschen Sprache. In: FLEISCHER, Wolfgang u.a. (Hgg.): Kleine Enzyklopädie der deutschen Sprache. Frankfurt a.M. u.a., 512–647.
- LUTHER, Martin 1929: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe Weimar 1883ff. (WA). Abt. 3: Die Deutsche Bibel, Bd. 6.
- MAAS, Utz 1999: Phonologie. Eine Einführung in die funktionale Phonetik des Deutschen. Opladen.
- Ders. 2000: Orthographie. Materialien zu einem erklärenden Handbuch der Rechtschreibung des Deutschen. Typoskript Univ. Osnabrück.
- MIHM, Arend 2004: Zur Geschichte der Auslautverhärtung und ihrer Erforschung. In: Sprachwissenschaft 29, 134–206.

- PRIMUS, Beatrice 2000: Suprasegmentale Graphematik und Phonologie: Die Dehnungszeichen im Deutschen. In: Linguistische Berichte 181, 9–34.
- Dies. 2003: Zum Silbenbegriff in der Schrift-, Laut- und Gebärdensprache – Versuch einer mediumübergreifenden Fundierung. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 22, 3–55.
- RUGE, Nikolaus 2004: Aufkommen und Durchsetzung morphembezogener Schreibungen im Deutschen 1500–1770. Heidelberg.
- VOESTE, Anja 2004: Graphotaktik. In: RIECKE, Jörg u.a. (Hgg.): Einführung in die historische Textanalyse. Göttingen, 183–202.
- Dies. (i.A.): Orthographie und Innovation. Die Segmentierung des Wortes im 16. Jahrhundert. Universität Potsdam.

Anlage 1: 1522

UNnd als der tag der pfingisten erfullet war, waren sie alle eynmutig zu hauffe,²vnd es geschach schnell eyn brauffen von hymel, als eynes gewaltigen winds, vnd erfullet das gantze haus, da sie saffen,³vnd man sahe an yhn die zungen zurteylet, als weren sie fewrig, vnd er satzt sich auff eynen iglichen vnter yhn,⁴vnd wurden alle voll des heyligen geysts, vnnnd fiengen an zu predigen mit andern zungen, nach dem der geyst yhn gab auß zu sprechen.

⁵Es waren aber Juden zu Jerufalem wonend, die waren Gottfurchtige menner, aus allerley volck, das vnter dem hymel ist, ⁶Da nu dise stym geschach, kam die menge zu sammen vnd wurden verstortzt, denn es horet eyn iglicher, das sie mit seyner sprach redten, ⁷sie entfatzen sich aber alle, verwunderten sich vnnnd sprachen vnternander, Sihe, sind nicht dise alle, die da reden, von Gallilean, ⁸wie horen wyr denn, eyn iglicher seyne sprach, darynnen wyr geporn sind? ⁹Parter vnd Meder, vnd Elamiter, vnd die wyr wonen ynn Mesopotamien, vnd ynn Judea vnd Cappadokia, Ponto vnd Asia, ¹⁰Phrygia vnnnd pamphylia, Egypten vnd an den enden der Libien bey Kyrenen, vnd außlender von Rom, ¹¹Juden vnd Juden genossen, Kreter vnd Araber, wyr horen sie mit vnfern zungen die groffe thatten Gottis reden, ¹²sie entfatzen sich alle, vnd wurden yre vnd sprachen, eyner zu dem andern, was will das werden? ¹³die andern aber hatten yhren spott vnd sprachen, sie sind voll suffes weyns.

¹⁴Da tratt Petrus auff mit den eylfften, hub auff seyne stym vnd redet zu yhn, yhr Juden, lieben menner, vnd alle die yhr zu Jerufalem wonet, das sey euch kund gethan, vnd laßt meyne wort zu ewrn oren eynghehen, ¹⁵denn, dise sind nicht truncken, wie yhr wehnet, syntemal es ist die dritte stund am tage, ¹⁶Sondern das ist, das durch den propheten Joel zuuor gesagt ist, ¹⁷Vnd es soll geschehen ynn den letzten tagen, spricht Gott, Ich will aus gieffen von meynem geyst auff alles fleysh, vnnnd ewre sone vnd ewre tochter sollen weyßsagen, vnd ewre iungling sollen gesicht sehen, vnd ewren Eltisten sollen trewme trewmen, ¹⁸vnnnd auff meyne knechte vnnnd auff meyne megde will ich ynn den selbigen tagen vor meynem geyst außgieffen, vnnnd sie sollen weyß sagen, ¹⁹vnd ich will geben wunder oben ym hymel, vnd zeychen vnden auff erden, blutt vnnnd fewr, vnnnd rauch dampff, ²⁰die Sonne soll sich verkeren ynn finsternis vnnnd der mond ynn blutt, ehe denn der groffe vnd offenberliche tag des herren kompt, ²¹Vnnnd soll geschehen, wer den namen des herrn anruffen wirt, soll selig werden.

Anlage 2: 1546

UND als der tag der Pfingsten erfüllet war, waren sie alle einmütig bey einander. ²Vnd es geschach schnelle ein brausen vom Himel, als eines gewaltigen windes, vnd erfüllet das gantze Haus, da sie saßen. ³Vnd man sahe an jnen die Zungen zerteilet, als weren sie fewrig, Vnd Er satzte sich auff einen jglichen vnter jnen, ⁴vnd wurden alle vol des heiligen Geists, vnd fiengen an zu predigen mit andern Zungen, nach dem der Geist jnen gab aus zusprechen.

⁵ES waren aber Jüden zu Jerufalem wonend, die waren gottfürchtige Menner, aus allerley Volck, das vnter dem himel ist. ⁶Da nu diese stimme geschach, kam die Menge zusamen, vnd wurden verstörtzt, Denn es höret ein jglicher, das sie mit seiner sprache redten. ⁷Sie entsatzten sich aber alle, verwunderten sich, vnd sprachen vnternander, Sihe, sind nicht diese alle, die da reden, aus Galilea? ⁸wie hören wir denn, ein jglicher seine sprache, darinnen wir geboren sind? ⁹Parther vnd Meder, vnd Elamiter, vnd die wir wonen in Mesopotamia, vnd in Judea, vnd Cappadocia, Ponto vnd Asia, ¹⁰Phrigia vnd Pamphylia, Egypten, vnd an den enden der Lybien bey Cyrenen, vnd Auslender von Rom, ¹¹Jüden vnd Jüdegenossen, Creter vnd Araber, wir hören sie mit vnsern Zungen, die groffen thaten Gottes reden. ¹²Sie entsatzten sich alle, vnd wurden jrre, vnd sprachen einer zu dem andern, Was wil das werden? ¹³Die andern aber hattens jren spot, vnd sprachen, Sie sind vol süßes Weins.

¹⁴DA trat Petrus auff mit den Eilffen, hub auff seine stimme, vnd redte zu jnen, Jr Jüden, lieben Menner, vnd alle die jr zu Jerufalem wonet, Das sey euch kund gethan, vnd laffet meine wort zu ewren ohren eingehen. ¹⁵Denn diese sind nicht truncken, wie jr wehnet, sintemal es ist die dritte stund am tage. ¹⁶Sondern das ifts, das durch den propheten Joel zuuor gesagt ist, ¹⁷Vnd es sol geschehen in den letzten tagen, spricht Gott, Ich wil ausgießen von meinem Geist auff alles Fleisch, vnd ewre Söne vnd ewre Töchter sollen weiffagen, vnd ewre Jünglinge sollen gesichte sehen, vnd ewre Eltesten sollen trewme haben. ¹⁸Vnd auff meine Knechte vnd auff meine Megde wil ich in den selbigen tagen von meinem Geist ausgießen, vnd sie sollen weiffagen. ¹⁹Vnd ich wil Wunder thun oben im himel, vnd Zeichen vnten auff erden, blut vnd fewr, vnd rauchdampff. ²⁰Die Sonne sol sich verkeren in Finsternis, vnd der Mon in blut, ehe denn der groffe vnd offenerliche Tag des HERRN kompt. ²¹Vnd sol geschehen, Wer den namen des HERRN anruffen wird, sol selig werden.